

Informatives Handbuch

WUKETITS, FRANZ M. (HG.): **Handbook of Evolution**. Vol. 1: *The Evolution of Human Societies and Cultures*, Vol. 2: *The Evolution of Living Systems*. Verlag Wiley-VCH, Weinheim 2007, 299 EUR (ein dritter Band: *From the Origins of the Universe to the Origins of Life*, ist gerade erschienen; der Preis bezieht sich auf alle drei Bände).

Das Handbuch zur Evolutionslehre besticht durch seine Vielseitigkeit und Breite der behandelten Themen. Selbstverständlich ist der gemeinsame Nenner das Bekenntnis zum Naturalismus und damit zur grundsätzlichen Verleugnung eines Ziels der Evolution sowie anderer Ursachen als denjenigen der zufälligen Variation und Selektion. Im ersten Band werden nicht biologische Entwicklungsvorgänge untersucht, wie etwa die Kulturentwicklung der Menschheit, die kognitive Entwicklung des einzelnen Menschen, die Evolution von Sozialsystemen, der Moral, der Politik, der Ökonomie und der wissenschaftlichen Methodik. In den jeweiligen Aufsätzen wird versucht, einen historischen und systematischen Überblick zum gegenwärtigen Forschungsstand zu geben, inklusive kontroverser Standpunkte. Für eine rasche Orientierung wäre eine strukturierte Zusammenfassung der jeweiligen Beiträge hilfreich gewesen, was nur in ganz wenigen Fällen vorliegt. In diesen mehr der Kulturentwicklung als der biologischen Evolution gewidmeten Beiträgen zeigt sich, dass man sich schwer tut, die faktische Sonderstellung des Menschen anzuerkennen und mit konventionellen Methoden zu erklären. Hier zeigt sich besonders deutlich die Einseitigkeit und Hilflosigkeit der »zugelassenen« Methoden, so dass probeweise auch (wieder) Erklärungsmodelle eingebracht werden, die bis vor kurzem aus dem allgemein akzeptierten Kanon der biologischen Evolution verbannt worden sind, wie etwa die Vererbung erworbener Eigenschaften.

Im zweiten Band wird vor allem die Evolution der Organismen besprochen, beginnend mit einer Synopse der wichtigsten Fakten und the-

oretischen Grundbegriffe, einer Skizze kontroverser Ansichten zur Evolution, über die Entwicklung der Theorie biologischer Evolution zur evolutionären Entwicklungsbiologie (Evo-Devo) bis hin zu einer ausführlichen Darstellung zum neusten Stand der biologischen Evolution des Menschen, der Rolle der Entwicklung der Erde als Umgebung für die biologische Evolution und zum Einfluss des Menschen auf den Fortgang der Evolution. Alles in allem ein Überblick zum Stand der konventionellen Evolutionsforschung, auf den man immer wieder zurückgreifen kann und der durch ein Stichwortverzeichnis gut erschlossen ist.

Renatus Ziegler

Sich selbst entlarvender Naturalismus

Franz M. Wuketits: **Der freie Wille – Die Evolution einer Illusion**. Verlag Hirzel Stuttgart 2007, 181 Seiten, 22 EUR.

Neben Biotechnologen und Gentechnikern haben es die Evolutionsbiologen schwer, sich zu behaupten und im Konkurrenzkampf der Forschungsgelder zu bewähren. Sie müssen eine nachhaltige Überlebensstrategie entwickeln, wenn sie nicht in eine evolutionäre Nische der Unbedeutsamkeit oder Überangepasstheit gedrängt werden und damit als evolutionäre Sackgasse enden wollen. Ein guter Ausgangspunkt ist der totale Erklärungsanspruch: Alles was geworden ist, kann letztlich durch die Evolutionsbiologie erklärt werden, kann also durch Rückführung auf vergangene Ereignisse anhand natürlich bedingter Ursachen im grellen Licht der Selektion nach Überlebensvorteilen erklärt werden. Dadurch überwinden Evolutionsbiologen ihre Endlichkeit und mit dieser ihre Erkenntnisgrenzen. Entscheidend ist dabei der Leitspruch dieser Wissenschaft des Überlebens: »Nützlichkeit ist nicht gleich Wahrheit« (S. 45). Also, was dem Überleben (z. B. der Evolutionsbiologen) nützt, muss nicht wahr sein, sondern nur erfolgreich. Dazu gehört die für ein har-

monisches und selbstzufriedenes »Innenleben« (und damit fürs Überleben) so entscheidende Illusion der Willensfreiheit; sie versetzt einen in die Lage, sich autonom und menschlich zu wähnen, obwohl eigentlich alles ganz anders ist. Mit österreichischem Charme und Kaffeehaus-Redseligkeit wird in diesem Buch der illusionäre Charakter des freien Willens gepredigt und zugleich verkündet, dass sich mit dieser Illusion auch im sozialen Miteinander ganz gut (über)leben lässt. Handelte es sich um eine politische Manifest, so müsste man es demagogisch nennen. Die Schrift arbeitet mit ähnlichen Strategien: Reduktion der Gegenargumente auf das Einfachste (um nicht zu sagen: Primitivste), bewusste Verwischung von sachlich notwendigen Differenzierungen, Ignorierung anderer Denk- und Erfahrungsweisen, Verkündigung des (fast) allein seligmachenden Evangeliums der Evolutionsbiologie oder genauer des biologischen Evolutionismus. Man müsste eigentlich von *Evolutionismetaphysik* sprechen, denn die hier vorgebrachten umfassenden Thesen sind weder empirisch nachgewiesen noch testbar (das heißt nicht falsifizierbar), da es dazu, selbst nach Ansicht von deren Vertretern, keine Alternativen gibt. Der übrigen Menschheit wird natürlich großzügig zugestanden (Evolutionsbiologen kennen das wechselvolle Geschick biologisch bedingter menschlicher Bedürfnisse und Meinungen und sind deshalb besonders tolerant ...) ihre Illusionen – hier insbesondere die der Willensfreiheit – weiter zu pflegen, da sie in der Regel für die innere Zufriedenheit zentral und damit überlebenswichtig sind. Fortgeschrittenere Naturen wie der Autor (also gibt es doch einen Fortschritt in der Evolution?) können scheinbar auch ohne solche Illusionen überleben, ohne in die Arme irgendwelcher fanatischer »-ismen« zu fallen. Oder vielleicht doch nicht?

So wird zum Beispiel diskussionslos Freiheit auf Wahlfreiheit und damit auf Befreiung reduziert. Dann wird faktisch an den meisten Stellen so argumentiert, wie wenn es bei dem Nachweis der Freiheit des Menschen darum ginge, als ob der Mensch dazu in *allen* seinen Handlungen frei sein müsse (abgesehen von

völlig unbewusst vollzogenen Prozessen, Reaktionen und Reflexen). Obwohl der Autor sich natürlich über die Unsachlichkeit dieses rohen Gegensatzes im Klaren ist, räsoniert er in allen konkreten Fallbeispielen so, dass er für Alltags-handlungen deren Unfreiheit reklamiert und gar nicht in Betracht zieht, dass es (vielleicht auch nur in Ausnahmefällen) Handlungen geben könnte und gibt, welchen dieser Charakter nicht zukommt. Dann wird den Vertretern des freien Willens pauschal unterstellt, dass freies Handeln mit dem Anspruch einhergehe, zugleich moralisch richtig (was immer das ist) zu handeln. Dass es Freiheit ohne moralische Normen geben könne, kommt dem Autor gar nicht in den Sinn. Im Weiteren wird der hier vertretene, besser: verkündete Naturalismus als einzige sinnvolle Alternative zum natürlich nicht haltbaren Dualismus hingestellt, als ob es keine anderen Denk- und Weltanschauungsansätze gäbe. Eine *evolutionäre* Auffassung des Bewusstseins und des Weltgeschehens wird allen Weltanschauungen außer dem biologischen Evolutionismus auf naturalistischer Grundlage abgesprochen. Dabei plappert Wuketits kritiklos die Botschaften zur faktischen Elimination des Bewusstseins als eigene Kategorie des Neuro-metaphysikern G. Roth, W. Singer, D. Dennett etc. einfach nach und merkt nicht, dass er sich mit seinen Plädoyers zur Illusionsbedürftigkeit des Menschen (Kapitel 2) und zur »Tatsache«, dass der Mensch nicht dazu selektiert wurde, die Wahrheit über die Welt zu ermitteln, sondern das Überleben zu ermöglichen (S. 52), sich selbst aller Glaubwürdigkeit beraubt.

Denn warum soll man gerade den illusionären Überlebensstrategien der Evolutionsbiologen mehr vertrauen als denjenigen anderer Menschen? In ihrer Schein-Bescheidenheit über die Vorläufigkeit und Veränderlichkeit *alles* Wissens (Ausnahme: die Grundgesetze der biologischen Evolution selbst ...) schwingen sich manche Evolutionsbiologen zu Richtern über andere Menschen auf. Damit wird endlich der evangelikalisch-dogmatische Charakter des naturalistisch orientierten Evolutionismus offenbar. Dieser verhilft über den Verlust des Glaubens an klassische Religionssysteme hin-

weg. Er steht allerdings den Botschaften von Vertretern der Theorie des »Intelligent Design« amerikanischer Prägung in seinen allein seligmachenden (heißt hier: für das Überleben unabdingbaren) Ansprüchen in nichts nach. Einer der Mitbegründer des modernen Naturalismus, W.V.O. Quine, war sich der metaphysischen Voraussetzungen dieser seiner Weltanschauung wenigstens noch im Klaren und hat sie auch deutlich ausgesprochen. Hier findet man davon nichts mehr: Entweder weiß der Autor nichts über seine eigenen Dogmen, oder er verschweigt sie lieber, um seine säkulare »Naturalismus-Religion« nicht als solche allzu deutlich ins Rampenlicht zu rücken.

Renatus Ziegler

Das Eigene werden als tiefste Sehnsucht

Andreas Pfäfflin: **Identität. Spuren und Erfahrungen des eigenen Weges.** Novalis Verlag, Schaffhausen 2006. 237 Seiten, 19,80 EUR.

Schon als Kind beantwortete der Autor die Frage: »Was willst du denn mal werden?« mit: »Andreas«. In einer für ein Kind nicht formulierbaren Weise spürte er seine Identität in sich und zugleich den Abstand, der ihn von ihr trennte, ohne den Weg zu ihr hin zu kennen. Die Erwachsenen lachten und vertieften dadurch den Abgrund, der ihn von seiner Umwelt trennte und ihn weiterhin begleiten würde. In diesem Buch versucht er in seinem neunundvierzigsten Lebensjahr eine Sprache zu finden für diesen seinen unvollendeten und unvollendbaren Weg, aus dem Absoluten heraus in die irdische Welt, in das soziale Leben und Handeln zu inkarnieren. Auch dieser Versuch bleibt ein Anfang (Initium), teils mit (z.B. von C.G. Jung und Jean Gebser, aus der hermetischen Tradition und einem undogmatischen, nicht institutionellen Christentum) geliehenen, teils mit eigenwilligen Worten und Formeln das Mysterium und Martyrium der Ich-Werdung in

der heutigen Zeit in Variationen zu umkreisen. Er beschreibt und interpretiert wesentliche Stationen seines Lebensweges, die häufig von Schuld und Tod gezeichnet sind, vor dem Hintergrund der menschheitlichen Bewusstseinsentwicklung. Diese beiden Pole werden verbunden durch die Geschichte einer mesozozialen Einrichtung. Nach drei Jahrsiebenten begleitender und therapeutischer Arbeit in der 1951 von Graf und Gräfin von Dürckheim begründeten Existentialpsychologischen Bildungs- und Begegnungsstätte und Schule für Initiatische Therapie in Todtmoos-Rütte im Hochschwarzwald – eine »moderne Mysterienstätte, wo es um das Große Werk der Menschwerdung geht« (Maria Hippus-Gräfin von Dürckheim) – fühlt er sich zur »Klärung« gedrängt: »Auslöser war eine Not in mir. Die Unmöglichkeit eines gemeinschaftlichen Selbstverständnisses an einigen Punkten unserer gemeinsamen Arbeit in Rütte wurde mir zur Not ... Als ich ... beinahe krank wurde, setzte ich mich eines morgens hin und schrieb und schrieb, ... schrieb einfach drauflos ... Das Formulieren selbst ist und war mir ein äußerst fruchtbares Prozessgeschehen, über das ich heute sehr froh bin. Die Not im Miteinander war mir der Stolperstein dorthin«. Man kann also auch vorwärts stolpern und den Schwung mitnehmen. Das Buch selbst ist somit ein Beispiel der »Not-Wendigkeit« innerer und äußerer Krisen, deren aktives Aufgreifen und Be- und Verantworten den Prozess der Selbstwerdung voranbringt. Es ist ein »Werk- und Arbeitsbuch«.

Pfäfflin ist ein Kainsmensch. Sein Identitätsimpuls lässt sich nicht einfach mit einem Göttlich-Geistigen im Menschen identifizieren, in dem er einen neuen Halt findet. Er lässt ihn zunächst »aus bestehenden Lebens- und Wirklichkeitsfeldern herausfallen« und »dem großen Nichts« begegnen, ohne neue Identifikationsmöglichkeiten und Einbettungen zu liefern. Das »Absolute« ist zunächst nichts als das von allem Abgetrennte, das sich in keinerlei Bezugssystem fassen lässt. Es ist reine Selbstbegegnung, die die Möglichkeit »totaler Zerstörungskraft ebenso wie unendlicher Liebe« beinhaltet. Seine Ich-Erfahrung vollzieht sich somit *zwischen* Himmel

und Erde, in der Abgründigkeit und Bedrohlichkeit der menschlichen Freiheitsbestimmung. Er bleibt ihr treu. In diesem radikalen und konsequenten »Wundbleiben« geht er einen Schritt über Graf von Dürckheim hinaus: »Die Geburt der Identität ist der Verlust geistiger kosmischer Beheimatung ..., der Verlust der Zugehörigkeit geistiger, seelischer und religiöser Gemeinschaften«. Aber zunächst fand er in seinem vierten Lebensjahrsiebt im Rahmen dialogischer Begegnungen in Rütte die Gelegenheit, mit seinem Ich-Erlebnis erstmals »anzukommen«. Es brauchte ein Du, um seinen Entwicklungsimpuls in die Inkarnation zu führen und zum Guten zu wenden. In der Nacktheit der ausgesetzten Vereinzelung ist das Individuum »dem anderen Menschen, der eine entsprechende Erfahrung in sich trägt, wiederum besonders nahe«. Ja, es kann sogar Gemeinschaft daraus entstehen. Der »dem Menschen innewohnende entelechiale menschheitliche Entwicklungsimpuls (wirkt) dort gemeinschaftsbildend ..., wo er zwischen Menschen spürbar wird«.

Es ist eine der spannendsten Passagen im Buch, wenn das Schicksal der Rütte-Gemeinschaft skizziert wird. Was als kleiner Kreis von zum Teil namhafter Menschen aus Europa, Japan und Indien begann, wurde in den sechziger Jahren zu einer Anlaufstelle für viele jugendliche »Orientierungssuchende«, die »die Frage nach dem Menschen mit geistigem Hintergrund und Mittelpunkt« stellten. Im Laufe der siebziger Jahre wuchsen die ersten Mitarbeiter heran, deren Zahl in den achtziger Jahren ihren Höchststand erreichte. Eine soziale Organisation war vonnöten. Man unterstellte sich »dem Gesetz des Transpersonalen«, schreibt Pfäfflin kryptisch. 1986 zog sich Graf von Dürckheim, 1993 auch Gräfin von Dürckheim aus der aktiven Leitung zurück. Dann folgt wieder eine rätselhafte, alt-ägyptisch anmutende Formulierung, die vom Autor nicht weiter konkret erläutert wird: »Mit ihrem Rückzug aus der täglichen Präsenz und Arbeit hinterließen die Gründerin und der Gründer ein geistiges Vermächtnis, das in einer nach oben geöffneten pyramidalen Form der Gemeinschaft eine auf das Transpersonale ausgerichtete Struktur gab. Diese im Ab-

soluten gründende Ordnung stand viele Jahre Struktur gebend im Rütte-Raum«. Mittlerweile war jedoch eine »Gemeinschaft der Einzelnen« entstanden. Damit einher ging eine Differenzierung von Entwürfen und Versuchen, »eine geregelte Schulungsmöglichkeit zu gestalten«, die letztendlich scheiterte. Die achtziger Jahre führten zu »Trennungen« und »Filialisierung«. Heute leben wieder deutlich weniger Mitarbeiter vor Ort. Das scheint Pfäfflin nicht unbedingt bedauerlich zu finden: »Das wesenhafte Verbindende und Tragende ... verlagerte sich mehr und mehr auf den Einzelnen selbst, der sich ein seiner Person entsprechendes Wirkfeld erarbeiten muss, um von dorthin dem Gemeinschaftlichen auf seine Weise wieder zutragend beikommen zu können«.

Dem Autor zufolge befinden wir uns mitten in einer Individualisierungsbewegung, die das Gesetz der Menschheitsentwicklung ausmacht und das einundzwanzigste Jahrhundert bestimmen wird. Die Gemeinschaftsbildung und die neue Sozialität werden damit zur zentralen Frage werden. »Die Gruppe trägt nicht und darf auch nicht tragen«, sagte schon Maria Hippus-Gräfin von Dürckheim. Aber auch die »Großen Meister«, denen man im zwanzigsten Jahrhundert noch im Äußeren begegnen konnte, werden uns im einundzwanzigsten nicht mehr führen. »Aufgrund innerer Ermächtigung im jeweiligen Moment« entscheidet der Einzelne, der »primus inter pares«, »was das Wesentliche und was eine Spielart ist« in Bezug auf die Ausrichtung einer bewussten geistigen Gemeinschaft.

Wie geht so etwas? Pfäfflin macht sich keine Illusionen über die Gegenwart und nahe Zukunft: »Politisch, wirtschaftlich, sozial, ökologisch, religiös, familiär und schließlich ganz privat gibt es bald nichts mehr, was nicht in Frage gestellt wird und werden muss und letztendlich daran zerbricht ... Es ist in der öffentlichen Diskussion ... keine Aussicht auf eine ... tragfähige Antwort auf all die aufbrechenden Fragen der Gegenwart. Es ist dort auch kaum eine Spur der Selbsterkenntnis bezüglich der Grenzen des Wissens und der Machbarkeit zu erkennen«. Die Zukunft liegt für ihn nicht in erster Linie in allgemein gültigen und umsetz-

baren Antworten, sondern im Bewusstwerden und Annehmen dieser Grenzen: »Das bewusste und angenommene Nicht-Wissen trägt den Impuls eines Aufbruchs in neue Wirklichkeitsdimensionen in sich« – wie er in seinem Leben wiederholt erfahren konnte. Er ist kein »Großer Meister« und will auch keiner sein, sondern ein Einzelner, der den Anfang damit macht, eigene Worte und Begriffe für seinen individuellen Weg zu finden und zu schaffen in dem Willen, dem »Prinzip des Menschseins, [dem] Prinzip des Individuums« zur Geburt zu verhelfen: »Das zu vertreten, erlebe ich als tiefen Wunsch, den ich für mein Leben spüre«.

Das Buch kann für jeden Zeitgenossen, dem das Menschsein in der Gegenwart nicht gleichgültig ist, von Interesse sein, gerade auch weil es keine konkreten, »machbaren« Lösungen und Handhabungen bietet, sondern aktuell durchlebte Grenzerfahrungen schildert und dazu steht. Im Besonderen sei es Therapeuten und deren (potentiellen) Klienten empfohlen, insofern diese die Versuchung bekämpfen müssen, seelisch-geistige Not zu pathologisieren und den Umgang mit ihr behandlungsmäßig zu methodisieren. Es zeigt, dass es andere Möglichkeiten der Deutung von und Umgang mit innerer menschlicher Not gibt. – Und nicht zuletzt kann es auch anthroposophisch Strebenden zu denken geben bezüglich ihres Verhältnisses zu sich selbst, zu Rudolf Steiner und zur Gemeinschaftsbildung.

Rudy Vandercruysse

Reformpädagogik

ACHIM HELLMICH, PETER TEIGELER (Hg.): **Montessori-, Freinet-, Waldorfpädagogik. Konzeption und aktuelle Praxis.** 5. Aufl. 2007, Beltz Verlag, 231 Seiten, 24,90 EUR.

Als sich 1990 die Grenzen zwischen Osten und Westen öffneten, wurden viele Fragen nach der Gestaltung einer Gesellschaft neu gestellt und auch, durch welche Art von Schule eine neue Generation auf das Leben vorbereitet werden

sollte. Dies war für die beiden Herausgeber der Grund, im Winter 1990/91 eine Ringvorlesung zum Thema der Reformpädagogik zu veranstalten. Hierbei beschränkten sie sich auf die Montessori-, die Freinet- und die Waldorfpädagogik, die sich bis heute ständig weiterentwickelt haben.

Das uns vorliegende Buch wurde dabei vor allem unter Pädagogen und Erziehungswissenschaftlern studiert und aufgrund der großen Nachfrage 2007 zum fünften Mal aufgelegt.

Die ersten Beiträge des Buches setzen sich mit den historischen Bedingungen der Erziehungsverhältnisse um die Jahrhundertwende auseinander und der Entstehung der Reformpädagogik als Gegenkonzept. Der gemeinsame Ausgangspunkt der Reformpädagogiken ist dabei, dass das Kind und die Entwicklung des Kindes im Mittelpunkt der Betrachtung stehen. Dies sei an »Freinets Pferd, das keinen Durst hat« verdeutlicht:

Ein Städter macht Ferien auf einem Bauernhof, will sich nützlich machen und will das Pferd am Morgen zur Tränke führen. Er zerrt das Pferd zur Tränke und bemerkt nicht, dass das Pferd keinen Durst hat und ruft: »Seit wann bestimmen denn hier die Tiere! – Du kommst jetzt trinken, sag' ich dir!« Als der Bauer hinzukommt, entgegnet der dem Städter: »Du hast nicht verstanden, dass das Pferd zu dieser frühen Morgenstunde keinen Durst, aber große Lust auf guten frischen Klee hat. Danach hat es Durst, und du wirst sehen, wie es zur Tränke galoppiert ... So täuscht man sich immer, wenn man sich anmaßt, die Ordnung der Dinge zu ändern und jemanden zum Trinken zwingen zu wollen, der keinen Durst hat ... Erzieher, ihr seid am Scheideweg. Verrennt euch nicht in den Irrtum einer »Pädagogik-des-Pferdes-das-nicht-trinken-will«, sondern geht kühn und weise auf eine Pädagogik zu, die man die »Pädagogik-des-Pferdes-das-in-das-Kleefeld-und-zur-Tränke-läuft« nennen könnte.« (S. 26).

Im Fortgang des Buches werden zunächst die Biographien von Montessori, Freinet und Steiner skizziert, um sich dann ausführlicher mit den theoretischen Grundlagen auseinanderzusetzen zu können.

Zur Montessoripädagogik

Ein zentrales Motiv der Montessoripädagogik stellen der Freiheitsaspekt und die damit zusammenhängende Individualisierung im Unterricht dar. Der Beitrag von Schulz-Benesch setzt sich mit diesen Aspekten genauer auseinander, wobei deutlich wird, dass diese Entwicklung nicht zu Egoismus führen muss, sondern der Einzelne bewusst in die Gemeinschaft eingebunden wird. Das soziale Element hat in der Montessoripädagogik einen hohen Stellenwert. Aus diesem Grund schlägt Montessori große Klassen von vierzig Kindern vor, so dass die Kinder lernen, nicht nur auf ihre eigene Entwicklung zu achten, sondern auch Sozialkompetenz schulen.

In diesem Zusammenhang wird auch darauf hingewiesen, dass eine Montessoriklasse sich aus mehreren Jahrgängen zusammensetzt; mehrere Altersstufen also miteinander lernen. So sind die Bedingungen gegeben, dass Jüngere von Älteren lernen und die Älteren als Vorbilder der Jüngeren Verantwortung übernehmen.

Ein weiterer Gesichtspunkt, der in den Beiträgen zur Montessoripädagogik herausgearbeitet wird, stellt die relative Zeitfreiheit dar. Wenn ein Kind sich wirklich für etwas interessiert und sich mit einer Sache auseinandersetzt und verbindet, vergisst es alles um sich herum, auch die Zeit. Dieser Moment sollte bei der Erziehung der Kinder ermöglicht und wenn er auftritt, nicht gestört werden. Dies stellt eines der zentralen Motive der Montessoripädagogik dar. Dieser Gedanke wird im Weiteren in dem Beitrag von Elsner aufgegriffen. Hier sind vor allem die Themen Freiarbeit und Eigenaktivität zu nennen.

Zur Freinetpädagogik

Peter Teigeler, einer der Herausgeber des Buches stellt in sehr übersichtlicher und anschaulicher Art die sechs Prinzipien der Freinetpädagogik dar. Zum einen sollte der Unterricht einen Bezug zum Leben haben und nicht nur einen künstlichen Raum zum Lernen darstellen. Durch dieses Prinzip rückt ein weiteres Prinzip, nämlich das der Arbeit und der Selbsttätigkeit in den Vordergrund. Hierbei werden Tätigkeiten genannt,

die den Waldorfpädagogen sehr bekannt sein dürften, wie Feldarbeit, Tierpflege, Schmieden, Schreinern und andere handwerkliche Tätigkeiten. Aber auch Experimente in den naturwissenschaftlichen Fächern, in Physik und Chemie und künstlerische Tätigkeiten gehören dazu.

Ein weiteres Prinzip stellt die Frage nach dem sinnvollen Lernen dar. Schreiben und Lesen lernen macht beispielsweise nur Sinn, wenn ich etwas für mich oder jemand anderen schreibe. Aus diesem Grund stellt die Schuldrukerei in der Freinetpädagogik ein wichtiges Mittel dar. Kinder können dann die Texte, die ihnen wichtig sind, selber drucken und an ihre Patenklassen als Zeitung schicken. Dadurch bekommt das Schreiben und Lesen einen Sinn. Weitere Prinzipien der Freinetpädagogik stellen Kooperation und Verantwortung dar.

Besonders lohnend ist ein Kapitel, das nach einer Psychologie fragt, die den vielen Aspekten der Freinetpädagogik gerecht wird. Teigeler geht dabei kurz auf Lernmotivationspsychologien ein (Heckhausen, Reinberg, Berlyne und Rosenfeld). In der Psychologie von Viktor E. Frankl findet er dann schließlich die Psychologie, die den Aspekten wie innere Entwicklung des Menschen, Wahrnehmung der Umwelt, Verantwortung, Freiheit, Sinn und anderen Prinzipien gerecht wird.

Ein weiterer Bericht über therapeutische Aspekte der Freinet-Pädagogik von Le Bohec und ein Bericht aus der Praxis runden den Teil über die Freinetpädagogik ab.

Zur Waldorfpädagogik

H.-G. Wyneken stellt einleitend die Grundprinzipien der Waldorfpädagogik dar. Er beschreibt das Menschenbild, sich einmal ausdrückend in Leib, Seele und Geist, andererseits in der Viergliederung der menschlichen Natur mit einer räumlichen und einer zeitlichen Organisation (physischer Leib und Lebensleib) sowie der Seele und dem Ich als Wesenkern. Außerdem geht er auf die drei Bewusstseinszustände als unterschiedliche Verhältnisse der einzelnen Glieder der Menschennatur ein, nämlich Schlafen, Wachen und Träumen, mit denen die Pädagogik arbeitet. In einem weiteren Schritt stellt

er die Entwicklungspsychologie der Waldorfpädagogik dar.

Andreas Suchantke setzt sich mit dem umweltpädagogischen Konzept der Waldorfpädagogik auseinander und fragt, wie die Naturferne der heutigen Kinder überwunden werden kann. Ernst Schubert widmet sich dem Aufbau des Mathematikunterrichts von der ersten Klasse bis zur Oberstufe und arbeitet heraus, wie der Mathematikunterricht mit der Entwicklung des Kindes in einem bestimmten Alter zusammenhängt.

Abschließend kommt Christoph Gögelein mit einer Darstellung über den Lehrplan der Waldorfpädagogik zu Wort.

Dieses Buch gibt einen guten und sachlichen Überblick über die drei Reformpädagogiken. Hierbei werden deren Prinzipien und Hintergründe klar herausgearbeitet. Für den Anthroposophen und Waldorfpädagogen ist die vorliegende Publikation insofern interessant, da sie zeigt, wie im Zeitalter der Bewusstseinsseele das Individuum des Kindes in den verschiedenen reformpädagogischen Ansätzen in den Mittelpunkt gestellt wird. *Gunter Keller*

In Gleichheit verborgen

PETER WATERHOUSE: **(Krieg und Welt)**, Verlag Jung und Jung, Salzburg 2006, 669 Seiten, 44 EUR.

(Krieg und Welt) wollte ein themenloses Buch werden. Bereits der Titel ist in Klammern gesetzt, um eigentlich nicht da zu sein. Peter Waterhouse, der in Wien lebende Lyriker und Übersetzer – Träger des Erich Fried Preises 2007 –, hat mit diesen zum Teil autobiographischen Erzählungen und Texten sein umfangreichstes Werk geschaffen. Immerhin ist es angewachsen auf 669 Seiten.

Bereits am Anfang dringt der Leser ein in ein unterschwelliges Reich aus Traum und Sprache, einen Strom, der das Leben ist, verwandelt in Sprache. Es entsteht eine Welt, die nicht erklärt, die das Unerzählbare erzählt. Sie beginnt mit

dem Kind – »mich hat wer geträumt, jetzt bin ich da«. In diesem Strom begegnet einem das kleine Kind; erwachsen geworden, wird er zum Ich-Erzähler und heißt Heinrich (**H-ein-r-ich**). Und man begegnet einem Vater, von dem im Klappentext gesagt wird, dass er lange Jahre für den britischen Geheimdienst gearbeitet hat. Es wird von ihm gesagt: Mal verschwand er ohne Ankündigung auf unbestimmte Zeit und kam ohne Ankündigung zurück, erzählte nichts, brachte nichts mit. Zur Zeit der Suez-Krise (1956) schiffte sich die Familie auf der *Empire Orwell* von England aus ein, nach Singapur. Etwa fünf Jahre lebten sie im tropischen Regenwald von Malaysia. In den Bäumen turnten die Affen, im Wald wurde der Tiger gefürchtet und die Rauchzeichen der Rebellen. Im Garten nebenan gab es ein Elefantkind, welches er Tag für Tag anschauen und rufen ging. Die Nachbarn wohnten in einer Bambushütte, dort wurden Hühner gehalten, und es duftete nach Reis. Einmal kam der Vater nach einer längeren Zeit im Dschungel zurück, er trug eine senfgelbe Offiziersuniform mit Pistole. Indem sich das Kind an den geliebten Vater schmiegte, nahm er die Gerüche der Reise auf, die Hitze, das Material und spürte, dass der Vater etwas mit Gewalt zu tun hatte, dass er zuschlagen konnte. Dem Kind standen noch keine Deutungsmöglichkeiten zur Verfügung. Das Wort Gewalt kannte es nicht. In einem Rundfunkgespräch wundert sich der Erwachsene, dass es zu keinem Konflikt gekommen war. Der Vater bleibt immer der Vater, über seine Tätigkeit wird nicht aufgeklärt.

Das Erzählen vibriert zwischen den Polaritäten. Ein Partner ist die Stille und das Nichtgeschriebene. Das Erzählen geschieht indirekt, Fragen vor sich her bewegend, die Antwort offenlassend. Ferne Gegebenheiten werden herangezogen, um eine Aussage zu machen und zugleich wieder zu relativieren. So zitiert er in dem letzten Kapitel »Die Namen« aus dem letzten Buch, welches der Vater seiner Schwiegertochter Maria zu Weihnachten geschenkt hatte, »Drei Frauen in China von der Kaiserzeit bis heute«: »Man schrieb das Jahr 1924, in ganz China regierte das Chaos«. Der Sohn fragt sich, ob

nicht ein Teil des Buches die Geschichte seiner Großmutter sei, denn sie war zu Weihnachten 1924 gestorben, ohne dass die Kinder von ihr Abschied nehmen durften.

So werden immer wieder Parallelen aus dem chinesischen Buch mit der Biographie des Vaters oder auch der Mutter aufgesucht und damit genannt. So verbindet sich das Nahe mit dem Fernen und wird ein Glied in der großen Weltgeschichte. Es wird selten etwas ausgesprochen, es klingt ein Raum aus Worten wie Loslassen, Geschenk, Liebe; ein Raum aus Sinn und Schönheit – man könnte es auch das Erhabene nennen.

Manches mag erinnern an die Romantik, an *Heinrich von Ofterdingen*, nur kommt zu dieser Sehnsucht nach der All-Einheit hinzu die Erkenntnis der selben und der Überwindung zu dem Erkannten.

Es ist nicht nur das Kind, das nicht deutet und klassifiziert. In diesem Buch wird auch nicht geschieden zwischen Gut und Böse. Krieg und Welt, Krieg und Frieden sind miteinander verbunden und geschehen gleichzeitig, sind ebenbürtig. Tod ist hier das Aufgehen der Zwischenwerte. Der Tod des Vaters 1999 hilft dem Sohn, ihn durch die Sprache zu vergegenwärtigen. In fließender Bewegung, ohne Festlegung und mit sanfter Berührung. Die Abwesenheit des Vaters, das Hineinträumen in ihn, werden eine Hilfe bei dem Verlust seiner jungen, an Krebs gestorbenen Frau 2002, die ihn mit zwei kleinen Kindern zurücklässt. Im letzten Kapitel »Die Namen« erscheint eine Koinzidenz der Namen. Maria ist der Name seiner früh verstorbenen Frau in Österreich. Maria ist der Vorname der Großmutter väterlicherseits in England. Beide sterben früh und hinterlassen ihre Kinder im gleichen jungen Alter. Dieses letzte Kapitel empfiehlt sich zwei mal zu lesen. Einmal am Anfang und einmal zum Schluss. Denn hier beginnt und endet der Kreis und hier fließt der Strom, der das Buch durchzieht.

Wie nebenher entsteht ein neues Menschenbild: der Verlierer, der den Verlust überwindet, das Scheitern und die Mühen mit einbezieht – als das eigentlich Menschliche und zu Liebende. Dieses Buch durchzieht eine Leucht-

spur. An einem großen, leisen Tag sitzen der stille Vater und der kleine Sohn an einem Fluss. Dort schien das Sehen zugleich ein Beschützen zu sein. »Sehen war etwas, das der verwundeten Welt eine Hilfe sein konnte; der Schauende nahm nicht nur auf, sondern gab etwas, genauer: beschützte. So war das Schönsein des Flusses ein Beschütztsein.«

Ein Licht war über dem Fluss zu sehen. »Vater, ist das da über dem Wasser das Geist-Licht?« Der Vater antwortet mit »Ja«.

Dieses Leuchten setzt sich fort in Begegnungen mit Menschen, oder in Moskau, wo die Bilder eines Malers aus einem Schaufenster heraus leuchten. Die Straße entlang glänzten die Knöpfe der Türklingeln hell, einfach und klar. »Sie waren auch Anfänge von etwas Dahinterliegendem, Anfänge der Unbekanntheit und der Geheimnisse.«

Oder das Aufgehen der Zwischenwerte in der Todesnacht von Maria – »war das andere Sonnenlicht gekommen?« Oder Heinrich besucht den sterbenden Vater in der Intensivstation des großen Landeskrankenhauses. Es ist ein Sommerabend. Er stellte sich den Lebensabend als Glühwürmchendämmerung vor, als Auftanz und Abtanz der Glühwürmchen. Der Kranke lag in einem beleuchteten Pavillon. Umgeben von blendenden Geräten, die auf alles zu reagieren schienen und »den Stillstand des Körpers irgendwohin hinauszögern konnten«. Er hielt seine Hand und die Lichter schwebten wie Lampions. Er fragte den Kranken: »Hast du Angst vor dem Sterben?« Der stille und geschwächte Mann ließ die Antwort reifen. Dann sagte er: »Nein, ich habe keine Angst. Wo ist der Anfang? Und wo ist das Ende? –« In seinem Intensivpavillon empfand der Sohn den Vater am falschen Ort, denn er *konnte* sterben, das Sterben als ein Vermögen, als ein Reichtum.

Waterhouse betitelt sein Buch »Krieg und Welt« in Anklang an Tolstois Roman »Krieg und Frieden«. Doch wo ist in jenem Buch Frieden, »(...) welches vom ersten bis zum letzten (...) Teil vom Krieg zu erzählen begann?« Er fragt sich, könnte es nicht heißen »Krieg und alle?« Und nutzt die Doppeldeutung des russischen Wortes »mir«, das sowohl mit »Frieden« als auch mit

»Welt« übersetzt werden kann. Die Welt ist eine Kugel, in der alle Gegensätze in Gleichzeitigkeit vereint sind, vereint in eben dieser Kugel auf der *alles* enthalten ist.

Agrippa von Nettesheim sagt, dass vor dem Wort – dem Schöpferwort – alles gleich ist, »denn es verhält sich gegen alles gleich, da es allen Dingen gleichmäßig zuteil [ist], dass sie das sind, was sie sind, nicht mehr und nicht weniger« (in *Die magischen Werke*). Auf dieser Weltkugel ist alles Geschaffene in Gleichheit und Einheit verborgen.

Dieses Buch ist eine der wichtigsten Neuerscheinungen der letzten Jahre, klingend, leuchtend und zukunftsweisend.

Brigitte Espenlaub

»Ich wohne in der Luft. Komm mich besuchen, wenn eng es dir wird ...«

MARJANA GAPONENKO: **Nachtflug**. Gedichte. Polonius Verlag, Frankfurt 2007, 78 Seiten, 14,90 EUR. – Bestellungen auch über www.polonius-verlag.de.

Es ist schön eine Blume zu sein,
auf einem Bein zu wandern
von Hütte zu Hütte,
in Krügen zu stehen
einen Tag lang
bei guten Leuten.

Noch schöner ist es
ein Stein zu sein,
im Schlummer, im Geflüster,
eines Tages hochgeworfen zu werden,
die Welt zu sehen, die man ahnte.

Am schönsten ist es aber,
Wind in der Steppe zu sein,
sich an Menschen zu schmiegen,
an die schönen und zarten,
deren Wille nicht zu brechen ist,
deren Schritte nicht zu halten sind,
deren Sehnsucht die Erfüllung sieht:
in der Ferne.

Marjana Gaponenkos Gedichte sind von einer sanften, lebendigen Bildlichkeit. Oft nimmt sie die Bilder aus der Natur – Beeren, Bäume, Wind, Gräser, Regen, Wolken oder Sterne. Das heißt aber nicht, dass es sich um Naturlyrik handelt. Sie lebt sich mit ihren Versen ein in einen Zwischenbereich, in dem die Dinge und Wesen miteinander verschmelzen und zugleich ein Eigentliches zum Vorschein kommt. Hingabe und Gestaltungskraft verbinden sich. Letztlich sind es alles Liebesgedichte, die auch das Vergängliche und die dunklen Seiten des Lebens umfassen:

»...// Die Alten aber sind am schönsten./ Ihre Füße sind an die Erde gewurzelt,/ ihre Köpfe sind im Gewölk./ Sie wandern wie Bäume im

Sturm./ Schau sie dir in der Dämmerung an.« Der kürzlich in hohem Alter verstorbene Dichter Michael Hamburger schreibt der jungen, 1981 in Odessa geborenen Ukrainerin, die dort Germanistik studiert hat und seitdem in deutscher Sprache schreibt: »Ihre Lyrik ist ganz Ihre eigene. Wenn sie mich an irgendeine andere erinnert, ist es manchmal an Volkslieder, manchmal an den frühen Celan – also an kaum vereinbare Arten! Und gerade das ist das Schöne und Erstaunliche an Ihren Gedichten – nämlich die Unabhängigkeit von der Zeit ... Für mich gibt es nur noch auf ihre Weise gelungene Gedichte – und andere! Alles Übrige ist nur Tendenz. Die Einbildungskraft, aus der Sie dichten, kümmert sich nicht um Tendenzen.« Marjana Gaponenko lebt nach längeren Aufenthalten in Dublin und Krakau als Autorin und Übersetzerin in Frankfurt am Main.¹ *Stephan Stockmar*

1 Vergleiche ihren Artikel *Freie Fahrt – wohin? Junge ukrainische Lyrik*, in: DIE DREI 4/2005, S. 33-36; siehe auch www.marjana-gaponenko.de.

Netzwerk der Unsterblichkeit

AXEL ZIEMKE: **Im Netzwerk der Unsterblichkeit. Ist Reinkarnation möglich?** Edition Info3, 2007, 157 Seiten. 19,80 EUR.

Der Untertitel dieses Buches lässt stutzen: Ist die Frage »Ist Reinkarnation möglich?« wirklich eine ernst gemeinte, also keine rhetorische? Die meisten von uns glauben doch zu wissen, dass das Ich des Menschen durch eine lange Reihe von Inkarnationen gehen muss, um sich entwickeln zu können, oder?

Man staunt als nächstes über die Form, in welcher der Autor das Buch verfasst hat. Es ist eine an die Dialoge Platons angelehnte literarische Form, aber in eigentümlich abgewandelter Art: es ist kein Dialog zwischen zwei Personen, sondern ein Selbstgespräch. Dieses Gespräch führen zwei personifizierte Teile in der Seele einer Persönlichkeit, nämlich ein Teil, der zur naturwissenschaftlich-materialistischen An-

schauung der Welt neigt (von Beruf Biologe) und ein Teil, der eine philosophisch-idealistische Welterklärung dagegenhält (ausgebildeter Philosoph). Man kann sich vorstellen, dass sie sich nicht so leicht einigen können.

Dabei geht es um die Erkenntnisgrundlagen der Reinkarnation. Gibt es einen vom Leib unabhängigen geistigen Wesenskern? Wie ist seine Beziehung zum Leib dabei zu verstehen? Können wir durch eine Verbindung von Kenntnissen der Naturwissenschaft mit denen der Philosophie zu einer Antwort auf diese Fragen kommen, die in Richtung einer Wiederverkörperung eines individuellen Geistes in verschiedenen Leibern weist?

Die Gesprächspartner bewegen sich sehr kenntnisreich in ihrem Fachgebiet und sind bestrebt, sich durch die Weltsicht des Gegenübers befruchten und belehren zu lassen, ohne die wissenschaftliche Haltung aufzugeben, die beide streng verinnerlicht haben. In dieser Weise diskutieren sie dieses uralte Leib-Seele-Problem, das auch bisher durch Anthroposophen nicht befriedigend gelöst werden konnte, und die Frage nach dem Wesen des Ich. Letzteres ohne einen Rückfall in ein dualistisches System zu behandeln ist das Bestreben beider Gesprächspartner. Wie ist ein Monismus (also eine Einheit beider Wesenshälften) zu denken, der nicht in einem einseitigen idealistischen oder einem materialistischen Denkmuster stecken bleibt? Auch die *Philosophie der Freiheit* Rudolf Steiners liefert keine Antwort auf die Frage, wie es denn nun real vor sich geht, dass der denkende Geist sich eines materiellen Gehirns bedienen kann. Die in dieser Zeitschrift vor einiger Zeit intensiver betrachtete Frage nach dem Verhältnis von Gehirn und Geist ist eine der aktuellsten und der schwierigsten Aufgaben der Wissenschaft. Ziemke versucht in seinem Buch, die Fragestellung von verschiedenen Seiten auf denkerischem Wege anzugehen, ohne auf hellseherische Wahrnehmungen (die das Problem nicht lösen) zu rekurrieren. Dabei gibt er auf der einen Seite einen kurzen Abriss der Philosophiegeschichte in Bezug auf die Entstehung der Freiheitsfrage und die Problematik, wie es möglich ist, dass ein freier

Geist durch einen materiellen Körper handelt. Andererseits referiert der Biologe die neuesten neurobiologischen Ergebnisse, die nicht mehr wie früher angenommen, das Bewusstsein aus einem zentralen Ort, z.B. im Gehirn hervorgehen sehen, sondern aus der Interaktion oder einem Beziehungsgeflecht aller wirksamen Teile des Nervensystems.

Dass der Biologe wie der Philosoph bei der Suche nach einem Bindeglied an eine Grenze stoßen, ist nicht verwunderlich. Es ist aber auch notwendig. Wir leben in einer Zeit, in der den esoterischen Bestrebungen jedes Schwellenbewusstsein verloren gegangen ist. Jeder kann sich auf der Couch sitzend scheinbar leicht in frühere Erdenleben zurückträumen. Rudolf Steiners Ansatz war aber auf die Beachtung dieser Grenzen genauestens bedacht (was nicht zu verwechseln ist mit den absoluten Erkenntnisgrenzen Kants). Axel Ziemkes Buch leistet einen schönen Beitrag zur Belebung einer das wissenschaftliche Bewusstsein nicht verlassenden Fragehaltung, die eine lebenslange gründliche Denkarbeit verlangt.

Ein wenig zu vage bleibt mir doch die Behandlung des menschlichen Ichwesens. Das Auflösen des Ich in einen funktionalen Wirkzusammenhang, in dem materielle oder rein geistige Erscheinungsformen lediglich unterschiedliche Manifestationen einer einheitlichen Welt sind, scheint mir nicht ganz zureichend. Ich glaube wohl, dass es eine Möglichkeit gibt, dass sich das Ich gerade in dieser Zusammenhang stiftenden, schöpferischen Tätigkeit zwischen irdischer Persönlichkeit und höherem Geistwesen empirisch auffinden lässt. Von dieser Ausgangslage müssen dann menschenkundliche Begriffe und Beobachtungen zusammengebracht werden. Nur ginge das über die Zielsetzung des besprochenen Buches hinaus.

Der Ausgang bleibt somit tatsächlich offen. Beide Gesprächspartner kommen gleichermaßen zu Wort, keiner streicht mehr Sympathien des Autors ein als der andere. Sie sind lernbegierig, intelligent, gebildet und überschreiten dabei nie die Grenze der Erkenntnis zur Offenbarung. Eine heilsame Selbstbeschränkung, die im Getriebe okkultur Beliebigkeit und Autoritätshö-

rigkeit eine heilsame Wirkung ausüben kann. Ich sehe daher auch eine soziale Wirkung in der Form des Buches: hier wird exemplarisch vorgeführt, wie Gespräche zwischen Naturwissenschaftlern und wissenschaftlich arbeitenden Anthroposophen in Zukunft aussehen könnten.

Feine sokratische Ironie lässt der Autor spielen, in dem er einerseits seine Figuren um den Charakter des Selbstgesprächs wissen lässt und andererseits zusammen mit dem Leser aber einen höheren Standpunkt einnimmt, der beide personifizierten Polaritäten in der Ganzheit des Buches vereint.

Lydia Fechner

Derrida, ein Ägypter

PETER SLOTERDIJK: **Derrida, ein Ägypter. Über das Problem der jüdischen Pyramide**, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 2007, 73 Seiten, 7 EUR.

Jacques Derrida zählt zweifelsohne zu den wichtigsten Denkern, die die okzidentale Philosophie des vergangenen Jahrhunderts geprägt haben. Wichtigkeit und Rätselhaftigkeit gehen beim Werk des 2004 verstorbenen französischen Philosophen jüdischer Herkunft allerdings Hand in Hand. Derrida, der als Kritiker des Strukturalismus zu einem gefeierten Helden der Postmoderne avancierte, war und ist unangenehm, weil es schwer ist, seiner habhaft zu werden. »Seine Bahn war bestimmt von der immer wachen Sorge, auf eine bestimmte Identität festgelegt zu werden«, konstatiert Peter Sloterdijk, der in vorliegendem Essay versucht, diese multipolare Bahn etwas nachzuzeichnen. Dafür sei, so vertritt Sloterdijk anfangs, »Distanz vonnöten, um sich von dem geistigen Gebirgszug ein Bild zu machen, in dem *la montagne Derrida* als einer der höchsten Erhebungen aufsteigt«.

Distanz zu suchen scheint für Sloterdijk weniger zu meinen, eine eigene Interpretation der derridaschen Philosophie aufzuziehen. Sloterdijk versucht Distanz zu gewinnen, indem er den Einfluss Niklas Luhmanns, Sigmund Freuds, Thomas Manns, Franz Borkenaus,

Régis Debrays, Hegels und Boris Groys' auf das Gedankenleben Derridas skizziert. Diese Kontextualisierung erfolgt durchaus programmatisch, denn über einzelne Gedankenmotive der ›Auserwählten‹ kommt Sloterdijk zumeist direkt auf Derrida zurück.

Diese Retour bedeutet vor allem, auf Derridas bedeutende Sprachkritik zurückzukommen. Zum einen erkennt Derrida unsere steile Abhängigkeit vom Medium Sprache, zum andern scheint ihm gerade dieses Medium höchst unzuverlässig und missverständlich. Das zwischen Mensch und Umwelt sich bildende Verhältnis ist für Derrida wesentlich ein durch Sprache konzipiertes Konstrukt, welches dementsprechend durch genaue Analyse und Lektüre dekonstruiert werden kann. Diesem Phänomen nähert sich Sloterdijk elegant: »Was der Philosoph die Dekonstruktion nennt, ist ja zunächst nichts anderes als ein Akt der gründlichen semantischen Säkularisation – sie ist semantischer Materialismus im Vollzug. Man könnte das dekonstruktive Verfahren als eine Anleitung zur Übergabe der Kirchen und Schlösser des metaphysisch-immortalistischen *ancien régime* in die Hände der bürgerlichen Sterblichen bezeichnen«.

Im Trommelwirbel dieser sloterdijkschen Metaphorik bleibt zu beachten, dass Dekonstruktion weder Destruktion, noch ein zwangsläufiges Exorzieren des Geistes meint. Vielmehr geht es um die ›Entdeckung‹ und Enttarnung des Geistes, damit zu ihm ein neutraler Bezug hergestellt werden kann. Dafür wird nicht die Welt neu beschrieben, sondern vorhandene Weltbeschreibungen werden reflektiert und dabei dekonstruiert. Dergestalt ist Dekonstruktion »vor allem ein Verfahren zur Verteidigung der Intelligenz gegen die Folgen der Einseitigkeit«. Nur so scheint verständlich, dass Sloterdijk Derrida einen unkonventionellen Freiheitsphilosophen nennt, dessen »diskrete Idee von Freiheit untrennbar [ist] von der Anstrengung, sich immer von neuem aus den zunächst unvermeidlichen Identifizierungen und Festlegungen zurückzuziehen, die mit dem Gebrauch bestimmter Idiome verbunden sind«.

Der Titel dieser Publikation erscheint zunächst

rätselhaft. Weder stammte Derrida aus Ägypten, noch bauten die Juden Pyramiden. Derrida begreift jedoch die ägyptische Pyramide als einziges nicht zu dekonstruierendes Konzept, »weil ihre Form nichts anderes ist als der undekonstruierbare Rest einer Konstruktion, die dem Plan des Architekten zufolge so gebaut wird, wie sie nach ihrem Einsturz aussehen würde«. Ist Derrida ein Ägypter, weil er mit der Dekonstruktion eine *Methodenpyramide* schuf, die ihren eigenen Einsturz überlebt?

Peter Sloterdijk gelingt es in dieser Skizze, Derrida beim Denken über die Schulter zu schauen, ohne ihn aus zweiter Hand nachzuerzählen. Weil Sloterdijk ein wacher Beobachter ist, schafft er einen rhetorisch gewandten Report, dem fehlende Originalität nicht vorzuwerfen ist. Ebenso wenig wie Derrida, dessen Dekonstruktion auch ein Innovationsprojekt darstellt, »weil Menschen, symbolisch gesprochen, immer zum Wohnen in Altbauten verurteilt [sind]«. Derrida fügt dieser Situation gewissermaßen eine neue Option hinzu: die Obdachlosigkeit.

Philip Kovce

Gemeinschaft mit Jesus

JÖRG ZINK: **Ruf in die Freiheit. Entwurf einer zukunftsfähigen christlichen Ethik.** Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2007, 285 Seiten, 19,95 EUR.

Der Titel des neuen Buches von Jörg Zink, dem bekannten früheren Rundfunk- und Fernsehpfarrer in Württemberg, erinnert an Joh 8, 36: »Wenn nun der Sohn euch befreit, wirklich Freie werdet ihr sein.« Zinks Ruf in die Freiheit zielt auf Überwindung jeder normativen Ethik und – positiv – auf den Weg zu einer praktischen christlichen Weisheit, die sich aus der Anschauung des Christus Jesus, also aus Glaube und Nachfolge ergibt. In dieser Absicht argumentiert Zink nicht wissenschaftlich-theologisch, er zitiert nur die Bibel, darin überwiegend Matthäus, keine Sachliteratur, verwendet keine Fußnoten, beschränkt sich auf allgemein verständliche

Gedanken und Meditationen. Das Buch ist Erbauungsliteratur der besseren Art; jederzeit und von jedem Menschen lassen sich dem Buche hilfreiche Erfahrungen und Hinweise für das Leben entnehmen. Dazu hilft Zinks Formulierungskunst und unpräzise Sprache.

Im Fortgang der Darstellung können dem Leser allerdings gewisse Stileigentümlichkeiten und gedankliche Einschränkungen unbehaglich werden. Der Text beginnt schon im ersten Kapitel mit einem Katarakt von Fragen, alle rhetorisch und daher nicht auf Beantwortung angelegt. In den zehn Kapiteln, eingeteilt in vierzig Abschnitte, treten immer wieder ähnliche, den Leser bedrängende Fragehäufungen auf. Worauf will der Autor hinaus? Dann erfährt man: Am Anfang einer christlichen nicht normativen Ethik stehe die »einsame, schmale Gestalt des Mannes aus Nazareth«, die Gestalt eines »schlichten Wanderpredigers«. Wie sich dieser Jesus verhält gegenüber dem »Prekariat« seiner Zeit, wie er vom Reich Gottes spricht und von der Liebe des Vaters, soll Grundlage einer zukunftsfähigen Ethik im 21. Jahrhundert sein. Zink entwickelt ausgedehnte Interpretationen ausgewählter Worte Jesu. Der ganze Mittelteil seines Buches ist durchsetzt von immer neu einsetzenden Reden Jesu (»Jesus sagt: ...«), die aber alle von Zink stammen. Erst im letzten Drittel ist öfters vom Christus als dem Messias die Rede und auch dort nicht in der Radikalität der Passions- und Osterereignisse. Zinks Buch erreicht nicht die messianische und daher auch nicht die eschatologische Dimension des Evangeliums. Sein Ideal ist der vorösterliche Galiläer und seine Botschaft vom guten Gott.

Die »schlichte« Jesus-Auffassung des Verfassers steht in der Tradition der liberalen protestantischen Theologie der Jahre um 1900. Das unzeitgemäß gewordene Jesusbild dieser Jahre reicht aber aus, um Zink auf den Weg zu einer sehr modernen Ethikauffassung zu führen. Zink schreibt: »Dem Gebot geht das Evangelium von der Liebe Gottes voraus.« Ausgehend vom Augustinus-Wort »Liebe und tu, was du willst« führt Zink aus, der Glaubende sei auf die jeweilige Situation gewiesen mit der Aufgabe, durch eigene Phantasie die richtige Entschei-

dung zu finden. Christus verwirkliche sich am Menschen, so dass dieser wisse, was zu tun sei: »Was wir tun, muss uns in dem Augenblick einfallen, in dem wir zu einem Tun ansetzen ... Die ordnende und tragende Kraft ist der Glaube. Die sichtbare Gestalt für das richtige Handeln ist die Liebe. Die treibende Energie ist die Hoffnung.« Diese situationsethische Haltung hat der Autor bereits im letzten November in einem Aufsatz in der Zeitschrift »Evangelische Aspekte« dargestellt.¹ Hier konzentriert sich sein Interesse als kirchlicher Schriftsteller. In situationsethischer, normenkritischer Hinsicht ist Zinks Buch in die von Rudolf Steiner in seiner »Philosophie der Freiheit« von 1894 und von Rudolf Bultmann in seinem Jesusbuch von 1926 vorgegebene Linie einzuordnen.

Gegen Ende seines Buches schildert Zink Jesus als Weisheitslehrer, ja als Inkarnation der biblischen Weisheit. Die mit dieser Einordnung verbundenen Probleme des sog. Tun-Ergehens-Zusammenhangs (auf die gute Tat folgt der gerechte Lohn) erwähnt er nicht. Hier – wie natürlich schon bei den situationsethischen Ansätzen – wäre der anthroposophische Karma-begriff die rechte Fortsetzung, womit aber selbst bei einem unabhängigen Schriftsteller wie Jörg Zink nicht zu rechnen ist.

Der an profunder Theologie in wissenschaftlichem Gewand interessierte Leser wird bei Zink nicht auf seine Kosten kommen. Diese Kritik muss aber den Wert des Buches nicht mindern. Die vielen in einem langen Leben erworbenen, der mystischen Erfahrung nahestehenden und daher konfessionsübergreifenden persönlichen Einsichten und Ausblicke des Verfassers werden den aufmerksamen Leser nicht unbeeindruckt lassen. Er wird manche Goldkörner einer erprobten Lebensweisheit in seiner eigenen Not entdecken und sich damit auch der sympathischen Erscheinung des vorösterlichen Jesus in Ehrfurcht und Liebe annähern können.

Günter Röscher

1 Jörg Zink: *Praktische Konsequenzen des Glaubens*, in: »Evangelische Aspekte«, Heft 4/2006.